



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Memoiren von Paul Barras : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

um sich vor seiner eignen Theorie zu retten, im Anschluß an Kant hinter den „intelligibeln Charakter“ geflüchtet. Was bedeutet aber der Begriff dieses von den einen als Entdeckung einer rettenden That gefeierten, von den andern als inhaltloses Wort angefeindeten intelligibeln Charakters?

(Schluß folgt)



Die Memoiren von Paul Barras

(Schluß)



öchst ergötzlich sind die Geschichten, die Barras aus den intimen Gesellschaften bei sich über Bonaparte erzählt. Barras ist früher, wie wir gesehen haben, mit dem kleinen General sehr vertraut gewesen, und dieser muß sich ganz auf ihn verlassen haben. Er hat mit ihm seine Heiratspläne besprochen, nach einigen mißlungnen Unternehmungen (er muß eine sehr reiche Frau haben) unter Barras Aufmunterung mit Josephine angefangen und sich unmittelbar vor seinem Abgange zur italienischen Armee mit ihr verheiratet. Dies Verhältnis band ihn noch fester an Barras; er ließ seine Gattin unter dem Schutze des Gönners zurück. Aber das hat leider einen weitem Hintergrund. Bonaparte war für sie — auch nach der Hinrichtung des Generals Beauharnais — der erste nicht. Sie hatte ein Verhältnis mit Hoche, dann mit dessen Stallmeister und — mit Barras. Wir finden den Cynismus, mit dem dieser alles das erzählt, nicht weniger entsetzlich als Duruy, aber wir haben darum keine Veranlassung, die Dinge für rein erlogen zu halten, so wenig wie Josephinens Vorliebe für Diamanten und ihre unerfättliche Puz- und Verschwendungssucht erfunden sind. Duruy wendet sich an das Gefühl seiner Leser und möchte die Romantik der Josephinenlegende nicht zerstört wissen. Aber die Sitten des Directoire sind bekanntlich gewesen, was die leichtfertigen Moden nur ausdrücken, und wer die allgemeine Versumpfung, die uns aus den Barrasschen Memoiren entgegenweht, für eine Eigenschaft der Zeit hält, findet darin leicht den Platz für Josephine oder Frau Tallien, so wie sie bei Barras erscheinen. Bei Josephine hat man das vergessen, weil sich das Andenken an das Bild der ungerecht Verstoßnen hielt. Mag auch Barras entstellen und übertreiben: ein unbefangener Leser wird sich mit seiner Auffassung in diesem Punkte mehr nach ihm richten als nach dem Herausgeber. Aber das sind nicht die Dinge, die wir ergötzlich nannten. Bonaparte war gegen Barras in früherer Zeit von großer

Offenheit, und das damals Gesprochne hat sich der Beobachter gemerkt und verwendet es nachträglich zu seiner Charakterisirung, wobei man freilich immer im Auge behalten wird, daß der Memoirenschreiber seine eigne Divinationsgabe mit Hilfe seiner Phantasie, wie es leicht zu geschehen pflegt, zurückdatirt.

Zur Zeit, als seine Ehe mit Josephine vollzogen wurde, und er das italienische Kommando bekommen sollte, kam er oft zu Barras. Als es sich entschieden hatte, war er wie toll vor Freude, und nach dem Essen bat er die Thür schließen und etwas Komödie spielen zu dürfen. Man gab ihm eine Idee, und darnach improvisirte er ein Stück, brachte es in szenische Formen und übernahm selbst alle Rollen darin. Er bat um die Erlaubnis, seinen Rock ausziehen zu dürfen, stellte aus Tischluchern und Servietten verschiedene Kostüme her, in die er sich hinter einem Sessel verkleidete, dann sprang er plötzlich hervor und stellte mit verschiednen Stimmen dar. Bisweilen fing er mit einer Geschichte aus Boccaccio oder einer Episode des Ariost an, ohne, wie er gleich sagte, zu wissen, was folgen sollte, aber immer fand er in unerschöpflicher Erfindung improvisirend ein Ende. Das komischste war, daß er das, was er frei erfand, und über das er sich selbst am meisten lustig machte, ganz ernsthaft abschloß mit den Worten: „Ihr müßt wissen, daß das vollkommen wahr und eine wirkliche Geschichte ist.“ Ja er nahm es übel und konnte grob werden, wenn man das scherzhaft aufnahm und ihm an seiner Wahrhaftigkeit zu zweifeln schien. Barras erzählt dergleichen im Direktorium und will es mit zur Beurteilung seiner Persönlichkeit und ihrer Handlungen berücksichtigt wissen. „Das ist alles ganz gut nach Tische und zum Kaffee, meint dazu Newbell, aber man darf so eigentümliche Dinge nicht in die Politik übertragen.“ Seit seiner Rückkehr aus Italien konnte er nirgends das Gefühl verleugnen, daß er etwas ganz besondres sei, und bei Barras in dessen Wohnung ging er ganz aus sich heraus. Eines Abends sprach er mit besondrer Lebhaftigkeit von der Gelehrigkeit der Italiener und von der Macht, die er über die Gemüter ausgeübt habe. Sie hätten ihn zum Herzog von Mailand und zum König von Italien machen wollen. Barras staunt, Bonaparte, der es bemerkt, fährt fort: „Aber ich denke an nichts dergleichen, in keinem Lande.“ „Sie thun gut daran in Frankreich, erwidert Barras, denn wenn das Direktorium Sie morgen in den Temple schickte, würden sich kaum vier Leute finden, die auf Ihrer Seite stünden.“ Bei solchen Zurechtweisungen kämpft er nur mit Mühe gegen Gemütsbewegungen an, worin er sich wie ein wildes Tier zum Sprunge erhebt, dann aber plötzlich in seine eigentümliche Ruhe zurückfällt. Frau von Staël, der Barras eine derartige Geschichte erzählt, kopirt Bonaparte, indem sie wie eine Kaze spielt. Inzwischen entsteht in seinem Kopfe der Plan des ägyptischen Feldzugs; er malt in Gesprächen die Kombinationen aufs wunderbarste aus, sodaß man an seinem gefunden Verstand zweifeln möchte. Er hat später, als das Unternehmen mißlungen war, die

Auffassung begünstigt, als hätte man ihn wider seinen Wunsch gewissermaßen deportiren wollen. Barras versichert dagegen, daß die Idee durchaus Bonaparte gehöre, dem eine Expedition gegen die englische Küste etwas zu geringfügiges gewesen sei. Er habe ungeheure Mittel verlangt, das Direktorium habe sich schwer entschlossen. Endlich, nicht lange vor der angezeigten Abreise, kommt er mit dem Anspruche, Direktor zu werden, obwohl er das gesetzliche Alter noch nicht hat; er hat sondiren lassen, die beiden Räte werden dafür sein. Als er auch mit Barras spricht, ist dieser auf alles vorbereitet und schlägt ihm sein Anliegen rundweg ab. Nun ist es allerdings Zeit, daß er nach Ägypten geht.

Um dieselbe Zeit, wo der ägyptische Feldzug zuerst glänzend eingeleitet wird, lange vor der Schlacht bei Abukir, ist Bernadotte von seinem Botschafterposten aus Wien zurückgekehrt. Er will nicht wieder nach Italien, sondern zunächst in Paris bleiben, wo seine Anwesenheit bald nützlich werden kann. Denn auf dem Kongreß zu Rastatt kommen die Verhandlungen nicht weiter, der Krieg in Italien und mit Oesterreich droht schon wieder auszubrechen. Auch Preußen scheint dem Direktorium trotz des Friedensschlusses von Basel nicht mehr zuverlässig zu sein. Sourdan wird nach Italien geschickt, aber er ist nicht fähig zu wichtigen Entschlüssen. Außerdem sind noch die frühern Divisionäre Bonapartes, Masséna und Macdonald, da. Dieser intrigürt gegen den viel bedeutendern Championnet und erreicht auch, daß er abgesetzt wird. Barras erkennt Championnets Verdienste an, kann ihn aber nicht schützen. Er hält ferner viel von Brune, der aber hat wegen seiner niedrigen Herkunft und seines Zusammenhangs mit der Revolution einflußreiche Gegner. Talleyrand ist durch Bonapartes Abreise isolirt, gegen ihn entlädt sich der allgemeine Zorn über die nicht mehr zu leugnende Verschlimmerung der äußern Lage. Bald darauf nimmt Sieyès nach Rewbells Auslosung die Wahl zum Direktor an. Barras hat schon vorher die große Fähigkeit Bernadottes erkannt und gerühmt; er möchte ihn aufs neue bestimmen, das Oberkommando in Italien zu übernehmen. Aber Bernadotte setzt auseinander, mit dem gegenwärtigen Bestande an Truppen sei das unmöglich. Auch Bonaparte habe nicht mit nichts gesiegt. Wenn man auch kein Menscheneschlächter zu sein brauche, wie er, der unaufhörlich wie ein Minotaurus die von Kellermann ausgebildeten Nachschübe verschlungen habe, so gebe es doch eine gewisse Menschenzahl, ohne die man im Kriege bei der heute üblichen Massenentfaltung nicht fertig werden könne, wenn man diesen kriegerischen Nationen gegenüberstehe, die sich beständig erneuern und Völker wie eine Sündflut ergößen. Das Direktorium habe Bonaparte immer alles bewilligt, nun solle man auch ihn seinen Plan ausführen lassen. Er reicht ihn ein, aber das Direktorium findet ihn zu kostspielig; der Kriegsminister, Scherer, meint, es ginge auch ohne solchen Aufwand, und findet sich selbst, indem man ihn beim Worte nimmt, zu seinem

eigenen Erstaunen zum Kommandirenden in Italien ernannt. Aber man weiß, daß er, wenn auch nicht zu alt, doch kaum kriegstüchtig ist. Bald wird das Unglück größer. Bernadotte wird Kriegsminister und organisiert den Krieg in Italien von der Landkarte aus zur Bewunderung des Direktoriums, und er hat auch Erfolge. Für die Niederlagen aber büßt das ganze Ministerium, das zurücktreten muß, auch Talleyrand. Dieser ist entsetzlich mißlieblich, er klanmert sich an Barras, aber der kann ihn nicht halten. Als Platzhalter tritt auf kurze Zeit der Schwabe Reinhard ein. Barras behauptet, gewußt zu haben, daß Talleyrand wiederkommen werde. Nun meldet sich auch der Barras längst bekannte einfältige Gauner Fouché wieder an und möchte diesmal — Polizeiminister werden, und er wird es. Aber wie und warum? Man höre. Fouché als alter Revolutionär behauptet Verbindungen mit den patriotischen Generalen Soubert, Brune und Championnet zu haben, die für Talleyrand von Wichtigkeit sind. Dieser, der selbst aus dem Ministerium verjagt worden ist, weil er sich Bestechungen, die nach Millionen berechnet werden, hat zu schulden kommen lassen, wirft sich zum Protektor Fouchés auf und setzt dem Direktor Sièyes, der immer Argwohn hat, folgendes ins Ohr: Wenn die Jakobiner so frech gegen uns sind wie jetzt, kann sie nur ein Mann treffen, der sie so aus der Nähe kennt wie Fouché! Und er wird Minister gegen eine Stimme, die aber nicht die von Barras ist. Trotzdem macht sich dieser über den Vorgang lustig. So ist diese Gesellschaft!

Draußen geht das Unglück weiter. Soubert fällt bei Novi. In Ägypten ist alles verloren. Bernadotte leistet im Ministerium bewundernswertes. Bonapartes Brüder machen ihm den Hof. Sièyes regt an, ob man Bonaparte zurückrufen solle. Bernadotte sagt ihm offen, das heiße, einen Diktator einladen, die Herrschaft zu übernehmen. Aber Bonaparte war plötzlich da, ohne Einladung, im Oktober 1799, und die Diktatur sollte sich bald genug dazu einfinden. Die Stellung des Hauptgegners Barras war schon vorher stark erschüttert. Er behauptet, von Sièyes verdächtigt worden zu sein, weil er die Jakobiner nicht haßte, von Talleyrand und Fouché, weil er den Aristokraten und Royalisten nicht an den Kragen gewollt habe und in Bezug auf Emigrantengesetz, Deportation und eidweigernde Priester menschlich und milde gewesen sei. Außerdem aber stand er in dem Verdacht, sich den Bourbonen nähern zu wollen, und daß er mit Ludwig XVIII. in Unterhandlung stand, wußte man sogar. Für ihn selbst hat begreiflicherweise diese Frage eine große Bedeutung, und er behandelt sie mit entsprechender Ausführlichkeit. Er stellt seine Maßregeln so hin, als hätte er dadurch die Möglichkeit erreichen wollen, ein royalistisches Komplott innerhalb der Grenzen Frankreichs zu bewältigen. Er wollte auch jedenfalls eine Farbe gegen die andre ausspielen. Daß er aber jemals Royalist hätte werden können, ist bei allem, was wir von ihm wissen, ausgeschlossen. Aber seine Gegner sagten es, und das schwächte natürlich

seine Stellung. Nun konnte Sièyès Bernadotte nicht leiden — „falsch und höflich wie ein Béarner,“ sagte er immer von ihm — und drängte ihn aus dem Ministerium (warum gab das Barras zu? wenn man seinen Bericht liest, muß man sagen, daß er sich mindestens einfältig benahm), und gleich darauf, ganz kurz vor Bonapartes Ankunft in Fréjus, hatte Masséna über die Österreicher und Russen, und Brune über die Engländer gesiegt. Barras Lage konnte in diesem Augenblicke nicht schlimmer sein.

Hier beginnt der vierte Band (Konsulat, Kaiserreich, Restauration). Nach Bernadottes Entlassung hat Barras gegen Bonaparte verspielt. Seine frühere Energie ist nicht mehr zu bemerken. Er ist schlaff und scheint alles abwarten zu wollen. Ob er wirklich diese Resignation, die er sich zuschreibt, damals schon hatte? Oder ist es wieder eine Rückspiegelung seiner Phantasie? Als ob ihn das nichts mehr anginge, berichtet er nun mit vielen Scherzen und Witzworten die kleinen Ereignisse, die den Staatsstreich des ersten Konsuls einleiten. Bonaparte spricht offen von der Notwendigkeit, die Staatsform zu ändern; man müsse im Innern sicher sein. Auch äußerlich sei in seiner Abwesenheit alles verloren gegangen. Wir wissen, daß Sièyès ihm angehört, und daß Talleyrand und Fouché seine Werkzeuge sind. Er nennt Barras einen, der nur an seine Republik denkt, eine Reliquie. Der wichtigste ist offenbar für ihn Bernadotte, durch dessen Sekretär nun Barras alle Nachrichten frisch bekommt. Bernadottes Frau, seine „kleine Spionin,“ ist die Schwester von Joseph Bonaparte, die ganze Familie Bonaparte umgiebt ihn wie mit einem Netz, um ihn für den Bruder, den „General“ schlechthin, zu gewinnen. Als Bonaparte ankam, hätte es nach Barras Auffassung das Direktorium in der Hand gehabt, ihn, wenn Sièyès gewollt hätte, zu vernichten. Er hatte ohne Erlaubnis seinen Posten verlassen. Über die Greuel, die er mit fortwährendem Erschießen und Kopfabschneiden angerichtet hatte, waren ganze Stöße von Nachrichten lange vor ihm eingetroffen. Seine Parteigänger richteten ihm ein Essen an; Bernadotte lehnte die Aufforderung dazu mit dem Scherzwort ab, er wolle nicht mit einem Pestkranken essen (Bonaparte hatte die Quarantäne nicht inne gehalten). Es finden nun Unterredungen zwischen beiden Männern statt. Bernadotte bleibt zunächst der Republik treu; er und Moreau, die sich früher kaum gesehen haben, schwören sich einen Eid in die Hand. Barras ladet beide zu Tische und fragt sich dabei im stillen, wer zuerst seinen Schwur brechen werde. Bonaparte findet sich nun mit dem sich bildenden Anhang bei Gastmählern und ähnlichen Vereinigungen zusammen. Er umgiebt sich mit Jivisten und Gelehrten, um sich gegen die Militärs, die keine Gelehrten sind, ein Gegengewicht zu geben, während er die Nichtmilitärs durch seine Charge beherrscht. Bald treffen wir alle, auch Moreau und Bernadotte.

Bernadotte entschließt sich am schwersten und macht noch eine Zeit lang Versuche, mit Hilfe des Rats der Fünfhundert und des Rats der Alten die

Republik zu halten, dann gehorcht auch er Napoleon. Der Staatsstreich am 18. und 19. Brumaire wird wesentlich so, wie wir ihn aus der Geschichte kennen, erzählt, allerdings mit vielen neuen Einzelheiten und spannend, weil der Erzählende der Mittelpunkt der Bewegung ist. Seine Schilderungen sind lebendig, seine Urteile hier im höchsten Grade verständlich und belehrend. Bonaparte hatte die Fähigkeit, Menschen glauben zu machen, was er selbst nicht glaubte, z. B., daß keine Gefahr sei, wenn sie ihm drohte, daß es keine Opposition gebe, in dem Augenblick, wo er zitternd und unsicher gegen sie austrat. Darauf, sagt Barras, beruhete, unbeschadet der geistigen Größe des Mannes, der Erfolg solcher Tage, wie dieser beiden. Sodann waren es Offiziere, mit deren Hilfe er handeln mußte. Sie sind, meint Barras, keine Politiker, und wenn sie es zu sein sich eingeredet haben, im Anblick eines Vorgesetzten, wenn er sich nur geschickt benimmt, gehen alle guten Vorsätze mit ihnen durch. Der Riese Mugereau, der am Tage vorher die Verfassung retten will, begegnet Bonaparte nach dem entscheidenden Akt mit dem Scherz: „Ei, General, Sie führen einen Streich aus und vergessen Ihren kleinen Mugereau dazu zu rufen?“ Bernadottes Verhalten entspringt nach Barras nicht der Wankelmütigkeit des Béarners, sondern dem „Typus des militärischen Charakters.“ Man darf sagen, Barras war ein Kenner der Technik des Bürgerkriegs. Er hat von Anfang an als Zuschauer beobachtet und spricht wiederholt aus, was er dann auch bei seinen eignen Staatsstreichern erfahren zu haben behauptet: der Zufall spielt eine große Rolle, aber in dem, was berechnet werden kann, kommt es beim Bürgerkriege nie auf das Volk, immer auf die Soldaten an. So braucht er denn auch nur sein Fenster zu öffnen, um zu sehen, wie das Ereignis verläuft. Er weiß, daß es zum Widerstande zu spät ist, und legt sein Amt nieder, nachdem ihm Talleyrand vorgelogen hat, daß alle vier Direktoren gethan hätten, was in Wirklichkeit nur zwei thaten. Der Gedanke, mit den zwei andern eine Mehrheit bilden zu können, kommt ihm wohl, und er weiß, daß Talleyrand und sein Begleiter Lügner von Profession sind. Aber es fehlt ihm die Energie, ihnen nicht zu glauben, da es jedenfalls praktisch nichts mehr nützt. Er reißt auf sein Landgut ab und ist nun Privatmann. Der neue Konsul sucht ihn durch Anerbietungen zu gewinnen, aber vergeblich.

Was nun noch folgt, seit der Memoirenschreiber nicht mehr aktiver Staatsmann ist, sondern teils als Reisender, von Napoleons Polizei verfolgt, in Italien, teils wieder ansässig in Frankreich lebt, ist keineswegs weniger interessant als der frühere Inhalt des Wertes. Im Gegenteil berührt es uns unzähligemale ganz eigentümlich, wenn diese Menschen, die in der Republik oder doch unter Napoleon ihre Rolle zu Ende gespielt zu haben scheinen, nun, weil ihre Lebenszeit so ganz verschiedene Geschichtsepochen umfaßt, sich nach 1815 noch auf lange Jahre wieder zusammenfinden und sich ihre Sünden gegenseitig vorrechnen: Bernadotte, bald als König von Schweden; Talleyrand

und Frau von Staël, seine Schöpferin und zugleich die von ihm Verfolgte; Fouché, der einstige Schweinehändler, der sich in seinen Erzählungen aus der Revolutionszeit immer als „Herr Herzog von Otranto“ im Munde der damaligen Leute einführt, so sehr hat er seine Vergangenheit vergessen, und viele andre. Auch über Napoleon und seinen Hof finden wir sehr viele höchst unterhaltende Erzählungen. Barras hat Sinn für dergleichen, Duruy nennt ihn ja klatschfüchtig, aber es gehört doch entschieden mit zum Stempel der Zeit. So wenn der Emporkömmling Cambacérès zu seinen Freunden sagt: „Ihr braucht mich, wenn wir unter uns sind, nur Monseigneur zu nennen.“ Dahin gehören auch die vielen Geschichten, die sich auf den hochgesteigerten Luxus der Zeit beziehen, dem gegenüber z. B. die fremden Monarchen bei ihrem Einzug 1815 durch ihre Einfachheit auffallen. Barras kommt sich mit seinen Erzählungen wie Plutarch vor, der auch dafür Sorge, daß seine Helden allerlei kleine Flecken bekämen. Er ist jedenfalls nicht weniger unterhaltend, und manche seiner Erzählungen haben den Vorzug, daß sie viele Helden zu gleicher Zeit besprenkeln. Dafür nur ein Beispiel. Moreau hat sich nach seinem Siege bei Hohenlinden für seine Wohnung eine wundervolle Mobiliareinrichtung machen lassen, die allgemein besprochen wird. Nachdem er verbannt worden ist, schenkt Napoleon als Kaiser das Haus Bernadotte, der darum hat bitten lassen. Als er es aber in Besitz nimmt, findet er „seine“ Möbel nicht darin; Josephine, die auch Sinn für dergleichen hat, hat sie inzwischen nach Malmaison und Fontainebleau bringen lassen. Bernadotte klagt durch Joseph beim Kaiser, und dieser beauftragt Fouché, ihn zufriedenzustellen: „Bernadotte spricht immer von seiner Anhänglichkeit an meine Person, vielleicht macht ihn das noch abhänglicher.“ Was war zu thun? Die Sache mußte in Gelde abgemacht werden, und zuletzt sagt Fouché: „Wenn Bernadotte nicht endlich aufgehört hätte von seinen Möbeln zu sprechen, hätte ich ihn hinauswerfen müssen.“

Als Barras unmittelbar vor seinem Tode seinen Angehörigen die Papiere bezeichnete, die sie demnächst vor den Nachsuchungen der Behörde in Sicherheit zu bringen hätten, sahen sie unter anderm eine Anzahl schön eingebundner und recht offenkundig aufgestellter Mappen und meinten, die enthielten das von der Regierung Gesuchte. Aber die waren im Gegenteil bestimmt, den Beamten in die Hände zu fallen, sie enthielten Waschrechnungen, seit Jahrzehnten gesammelt, und ähnliches, und über diesen herrlichen Einfall und die Enttäuschung der demnächstigen Besitzer der Mappen geriet Barras dann so ins Lachen, daß er buchstäblich an einem Lachkrampf erstickte. Es wird viel gelacht und viel gespottet in diesen Bänden. Aber zu einer ernstern Betrachtung kann uns Deutsche noch ihr Inhalt veranlassen. Wenn wir uns in die Handlungsweise der vielen ganz verschiedenen Personen hincindenken, so wird es uns manchmal merkwürdig, daß sie bei allen Gegensätzen und bei aller persönlichen Feindschaft in einem einig sind, in der Liebe zum Vaterlande. In allen den Bänden

ist nur von einem die Rede, der es über sich gewann, aber auch aus Patriotismus, sich an die Feinde anzuschließen: Dumouriez. Alle andern fühlen sich einander immer noch näher als ihnen. Daran könnten wir lernen, wenn sich so etwas lernen ließe.



Neue Erzählungen



ir machen heute unsre Leser ohne weitere Einleitung zunächst mit einem sehr hübschen Buche bekannt, das in die Gattung der landschaftlichen Erzählungen gehört, ohne gerade volkstümlich zu sein. Das Volk selbst findet an solchen Schilderungen seiner selbst am wenigsten Gefallen. Jan de Ridder, Erzählung von P. Stursberg (Bremen, Heinsius) ist für feine, ernste Leser bestimmt und wird auch anspruchsvollen Menschen genügen. Schon rein formell zeichnet sich die Erzählung durch einen ebenso einfachen, wie für ihren Gegenstand zutreffenden, beinahe mustergiltigen Stil aus. Keine Nachlässigkeit stört uns, keine Geschmacklosigkeit wird uns unangenehm. Die Geschichte spielt in Holland, dessen Natur und Volksart, ohne daß man viel Mühe bemerkt, anschaulich geschildert wird, und unter kleinen, meist sogar recht kleinen Leuten, deren Leben ganz eingehend behandelt wird, auch die Schattenseiten davon, ohne daß sich etwas zu verbes oder unanständiges breit machte. Obwohl nicht schöngemalt wird, sondern naturgemäß gezeichnet, so wird uns dennoch wohl in dieser Welt der niedrigen Leute. Kurz, man darf sagen: für den kleinen Lebensausschnitt, den der Verfasser geben wollte, hätte sich gar keine hübschere Form finden lassen.

Die Geschichte ist ungemein einfach. Jan de Ridder ist der junge Kutscher, Diener und Gärtner bei einem alten Doktorspaar, das zurückgezogen in einer Gartenvilla vor dem Dorfe wohnt. Er hat viele gute Eigenschaften, aber er ist nicht ganz fest gegen das Laster der Männer des Landes, den Trunk, und bisweilen kommt es darum zwischen seinem Herrn und ihm zu Austritten, von denen einer einmal der letzte sein könnte. Dann wäre er dem Verderben ausgeliefert, denn sein Vater ist ein alter, halb blödsinniger Trunkenbold. Von dem hat ers! sagt die beinahe ebenso einfältige Mutter, wenn sie in ihrer Hütte im Dorfe von einer neuen Übertretung ihres Jan hört. Nun heiratet dieser unsichere Lebensgefährte aber noch außerdem ein sehr wohlhabendes Bauermädchen, das bei Doktors dient und sich trotz der Unart des Burschen